

**Zeitschrift:** Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde  
**Band:** 18 (1956)  
**Heft:** 8-9

**Artikel:** Die Batterie  
**Autor:** Wirz, Eduard  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-861518>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 13.10.2024

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

(S. 160), tat sich diese im 16. Jahrhundert in der Institution des Untervogtes und der Geschwornen kund. Freilich lag die Wahl des Untervogtes nicht in der Macht der «Bursami» (Gemeinde); der Rat in Basel traf sie auf Grund eines aus Dorfbewohnern gebildeten Sechservorschlages des Landvogtes. In der Gerichtsordnung von 1548 wurde das Niedere Gericht mit 12 Mann besetzt; der Untervogt hatte es als Stabführer zu präsidieren. Im Basler Historischen Museum am Barfüßerplatz sind auf der Galerie vier solcher szepterartigen Gerichtsstäbe zu sehen, zwei schwarze, mit Silber beschlagen, und zwei ungefähr 60 cm lange hölzerne, geschnitzt, bemalt und gekrönt mit Baselstab oder Schwurhand.

Im Jahr 1609 richtete der Untervogt, Paul Bucherer, zusammen mit vier Geschworenen an den Rat zu Basel ein Gesuch um Auferbauung eines Gemeindehauses, weil sie in Riehen «bis dahero kein gemein haus oder stuben gehept» und daß sie genötigt gewesen seien, *manchmal im Haus des Wirts Gericht zu halten*. Da fehle es denn oft am Platz und zur Winterszeit müsse man das Gesinde während des Gerichts an die Kälte hinaus schicken. Mit dem Gesinde dürften die einfachen Dorfbewohner gemeint sein; es gab also wohl noch eine zweite, «*bessere*» Gaststube im Ochsen, der ja 1609, zur Zeit des Gesuches, noch die einzige Wirtschaft Riehens war (vgl. Paul Wenk: «Die drei Gasthäuser Riehens»).

Wie einem Aufsatz der Zeitschrift «Das Markgräflerland», 7. Jhrg., Heft 2: «Wirtschaften und Wirtsleute im alten Lörrach» von Karl Herbst zu entnehmen ist, diente im 17. Jahrhundert auch in Lörrach die «Tafere» zum Ochsen dem Gericht (Gemeinderat) als Beratungszimmer und hieß kurzerhand die Stube (Stuben- und Ochsenwirt). Auch andere Dörfer der Umgebung besaßen einen «Stubenwirt».

Es wäre interessant, von einem Gerichtkundigen zu vernehmen, wie ein Gerichtsfall auf einer solchen Stube sich abspielte und wie dabei der Gerichtstab gehandhabt wurde.

## Die Batterie

Von EDUARD WIRZ

Der schönste Hügelrücken liegt zum Greifen nahe, das Bruderholz. Und der Basler hat es bequem, er kann hinauffahren und muß nur noch eine kurze Strecke Weges gehen. Dazu hat ihm der Staat die sauberste Straße hingelegt, und er erinnert sich kaum mehr, was für ein gelbes Fußweglein er früher

durchlief, er erinnert sich kaum mehr, wie anhänglich die Lößdecke eben dieses Wegleins nach dem kleinsten Regenguß sein konnte. Er erinnert sich nicht, er sieht nur, wie hier seit Jahren ein neues Quartier herangewachsen ist, wie es stets zunimmt, wie Häuser aus dem Boden wachsen, alt- und neugeformte.

Vielleicht geht auch hie und da einer des Weges, dessen Jugend durch ein Dorf jubelte, und in dessen Herz noch ein kleines Schlücklein Bauernblut übriggeblieben ist, wie in einem schön gezirkelten Garten in der Ecke noch ein wilder Busch lodert. Da regt sich eben dieses Blut, und es tut ihm weh, daß der tiefe, gütige Boden nur Steinklötze tragen darf und nicht mehr das Schönste, das Heiligste, das Korn.

Der Wanderer ist hinaufgestiegen zur Batterie. Er steht vor dem Soldatendenkmal, er steigt auf den Wall und blickt ringsum. Schrieb nicht schon vor mehr als hundert Jahren ein naturfrohes Menschenkind: «Bey dem Bruderholz genießt man alles was die Natur Schönes um Basel bietet». Jetzt steigt er hinab in das kleine Wiesenviereck, wo sich die Kinder tummeln, und nun steht er vor dem Grenzstein, der breit und klotzig aus dem Boden sticht und den schwarzen und den roten Stab trägt.

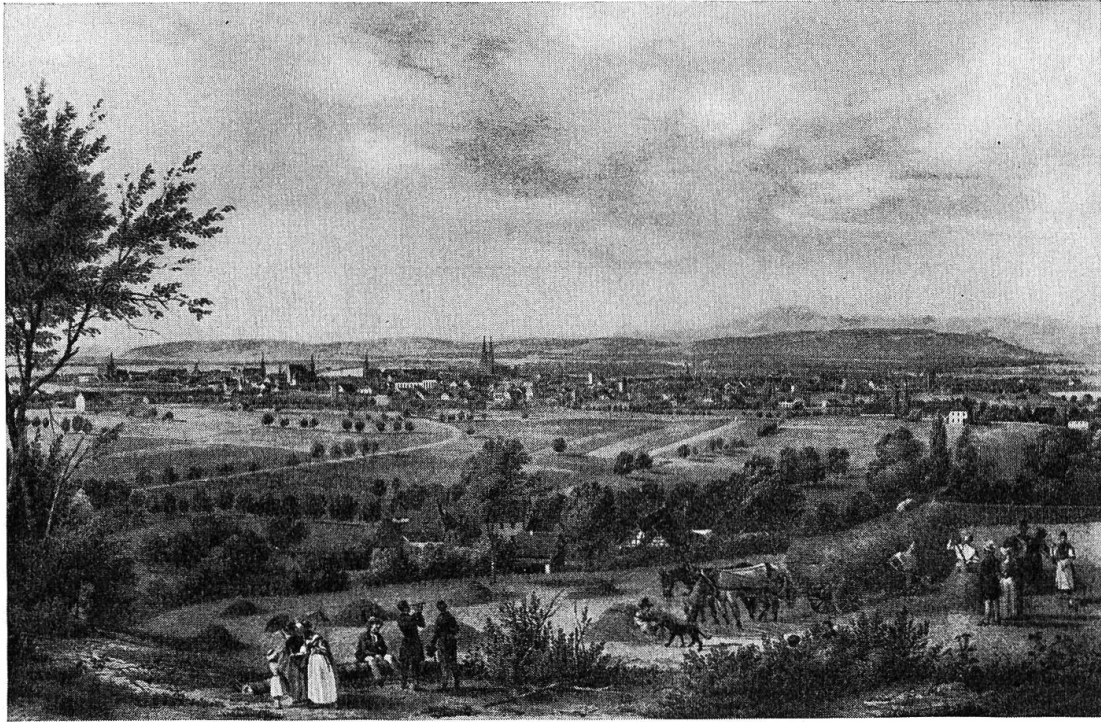
Batterie. Wie klingt der Name so wild und drohend in diesem Klienod. Freilich, einst — das war während der Jahre der ersten Grenzbesetzung —, da war die Batterie zum Teil wenigstens eine Feldschanze geworden, und ein kleines System von Schützengraben lief von ihr aus durch den braunen, schweren Boden.

Die Batterie hat ihre Geschichte. Sie ist im Juni 1815 durch Hauptmann von Hegner angelegt worden, als die Schweiz während des Kaiserreichs der Hundert Tage die Grenzen besetzt hielt, die Alliierten erneut durch Basel zogen und die Festung Hüningen vor den Toren der Rheinstadt belagert und eingenommen wurde. Großes kriegerisches Leben haben zwar die Batterie und die ganze Anhöhe in jenen Monaten nicht gesehen. Wir wissen aus Berichten, daß einmal Aargauer Truppen dort biwakierten. Der Oberförster beschwerte sich nämlich über sie, weil sie die Rinde einer «prächtigen» Rottanne zur Ausschmückung einer Offiziershütte verwendet hatten. Ein Jahr später, im Juni 1816, treffen wir die «Redoute auf dem Bruderholz» wieder in den Akten. Der Statthalter des untern Bezirks schrieb an den Bürgermeister: «Die Bürger von Bottmingen, auf deren Land auf dem Bruderholz verflossenen Monath Juny die Batterie errichtet wurde, ersuchen mich bey Hochdensenben um gefällige Weisung anzuhalten, wie sie sich wegen Anbauung ihrer dortigen Felder zu benehmen haben, indem die dazu günstige Jahreszeit nun wiederum heranrücke; wie auch ehrerbietigst anzufragen, ob ihnen für ihre verwüsteten Feldfrüchte nicht eine Vergütung zukommen möchte.» Der Rat ersuchte das Mili-

tärkollegium um ein Gutachten über die Beibehaltung der Batterie. Ich kann hier nicht über die ganze Geschichte dieser kleinen Schanze während der folgenden Jahre erzählen. Nur einiges will ich festhalten. Aus einem Schreiben des Militärkollegiums ersehen wir, «daß die Beybehaltung dieses Schanzwerks, als ein bereits anerkanntes Princip keiner weitem ab- noch zustimmenden Erörterung bedarf». Das «Holz an Gattern, Pallisaden und Pfösten» wurde für 482 Fr. vergantet, das nicht mehr benötigte Land versteigert, die eigentliche Redoute ausgesteint und ihr Boden verpachtet.

Im November 1901 wurde dann «das Areal der Batterie auf dem Bruderholz als Eigentum des Kantons Baselstadt eingetragen». Die Redoute war bereits ein beliebter Ausflugspunkt geworden. (Vgl. hinten, S. 145!)

Jetzt bin ich mit meiner Batterie-Geschichte zu Ende. Wirklich zu Ende? Ich hätte da noch ein Münsterchen, das mehr als hundert Jahre zurückliegt. Am 14. September 1842 schrieb der Mineralog J. J. Waibel an die Stadträte zu Basel diesen Brief: «Ergebenst Unterzeichneter, fortwährend nachfragend, selbst aufsuchend und nachdenkend endlich im Stande (sich als Einheimischer ansehend) seiner Vaterstadt einen Steinkohlenfundort auf eigener Gemarkung nachweisen zu können. Da aber einige andere Gemeinden ganz in der Nähe daran gränzen und diese den mehrern Vorteil aus einer unbedachtsamen schnellen Aufdeckung oder nur Bekanntmachung ziehen würden, wenn nicht vorher mit denselben unterhandelt wird, so möchte er, einen hohen Stadtrath anmit bitten, eine Commission zu wählen, welcher Mitglieder sich die Zeit nehmen die Sache in Erwägung zu ziehen.» — Waibel hatte, wie es sich herausstellte, die Bateria im Auge. In einer Nachschrift erklärte er: «Wenn der Stollen an demjenigen Ort angelegt würde, welchen ich im Auge habe, so wird sich nach den ersten paar Klaftern Einbruch ein Mineralwasser als Quelle zusammenscharren, das, wenn es a parte in die Stadt geleitet wird, z. B. ins Steinenkloster, und man die Maß davon zu dem billigen Preis von nur einem Kreuzer verkaufen will, so dürfte der Erlös davon die Kosten vom ganzen Stollen samt Zins bezahlen, da das, was in der Stadt gebraucht wird, durch billige Fuhren abgeholt werden dürfte. — Durch den unterirdischen Stollen könnte man in Kriegszeiten Proviant, Munition oder Verstärkung in die Schanze senden. Man ist verlegen, eine Stelle aufzufinden, wohin ein neues Zuchthaus verlegt werden könnte; baue man ein starkes Haus in die Schanze selbst, so kann man sich der Gefangenen als Steinbrecher und Steinkohlengraber bedienen.» — Dem Bauamt, dem die Eingabe zum Studium überwiesen worden war, erklärte: «Wir erachten es nicht der Mühe wert, darüber ein Wort zu verlieren, sondern tragen einfach darauf an, jene Fabel von einem Steinkohlenfundort auf sich beruhen zu lassen.»



Blick vom Bruderholz  
Litho von Danzer nach Huber

Das wäre unser letztes Geschichtlein von der Batterie. Erwähnen wollen wir noch, daß Waibel im Jahre 1828 einen 6000 Fuß langen Stollen durch den Fuß des Paßwangs, von Reigoldswil nach Mümliswil, geplant hatte.

Oder muß der gewissenhafte Chronist doch noch ein Letztes verzeichnen? Die «Redoute auf dem Bruderholz» wurde vor Jahren als Theaterbühne benützt. Im Herbst, ehe die Basler Schauspieler ihre Tätigkeit wieder aufnahmen, zogen sie an schönen Abenden zur Batterie hinauf und boten unter den alten Bäumen ihr ernstes oder heiteres Spiel. Die Zuschauer saßen auf niedern Bänken oder lagerten auf der Böschung, und ein besonders Theaterfreudiger machte es sich auf dem Grenzstein bequem, der mitten auf der Wiese steht, und saß so in zwei Kantonen zugleich. Bei Einbruch der Dunkelheit begann das Spiel. Tell und Stauffacher traten auf, oder man sah dem lockenden Tanz der Salome zu, die des Täufers Haupt forderte. Und wenn es ganz schön war, erschien Oberon mit seinem Gefolge und ließ uns den herrlichsten Sommertraum träumen — auf der Batterie.